

André Seifert
Gespensterblicke III – *Spiegel*
Ein Essay

I. Die zurückliegenden Stufen

Es beginnt im Zorn.

Man öffnet die Augen, versucht es zumindest - nimmt sich vor, aufmerksam zu beobachten, was einem selbst widerfährt. Wie auch immer man es nennen mag, ein Netz oder ein System, in das man eingebunden ist – wie verfährt dieses System mit dem eingebundenen Individuum? Wie nimmt das Individuum seine Behandlung durch das System wahr?

Wut wird eine nicht seltene Reaktion sein, wenn ein Individuum beginnt, sich derlei Fragen zu stellen. Wut, die kein Ventil finden kann, der keine noch so große Kraft - sei sie körperlicher, intellektueller oder auch spiritueller Art - einen Ausweg aus der Situation, deren Ursprung der Zorn ist, weisen könnte, wird irgendwann mit Verzweiflung einhergehen, vielleicht einmal von der Verzweiflung ganz abgelöst werden. Dann bliebe nur noch Depression, wo einmal kraftvolle Wut gewesen ist.

Wenn der Zorn sich nicht gänzlich von der Verzweiflung verschlingen läßt, vielleicht weil er einfach zu stark ist, oder in sich selbst schon so verzweifelt, das die Verzweiflung der Erkenntnis den Zorn nur weiter nährt, dann sind neue Wege der Beobachtung und des Erkenntnisgewinns zu suchen. Als erstes wird man eine möglichst konstruktive Form der Beschreibung des Gesehenen und Erfahrenen wählen, denn ein bloßes Verharren in der Ablehnung ist gesellschaftlich geächtet. Und aus der Rolle des Geächteten gilt es schließlich herauszutreten.

Man zeigt, das man auch anders kann. Man schraubt ein wenig an den Urteilen, die andere über einen fällen können. Der scheinbar lächerliche Zorn des Anfangs wird im Folgenden zu einer ebenso scheinbar harmlosen Milde umformuliert. Man verläßt Klischee Nummer 1, nimmt zunächst einmal seinen Platz im Klischee Nummer 2 ein und läßt die ersten schnellen Urteile hinfällig werden. Jeder neue Blickwinkel ermöglicht die Überwindung bisheriger Etikettierungen. Das ist der äußere Aspekt.

Im Vordergrund steht jedoch die innere Suche.

Die Suche nach einer neuen Kraft, an der sich der verbliebene Lebenswille aufzurichten versucht, führt zur Utopie. Es geht dabei um den Akt der Konstruktion einer Hoffnung. Damit einher geht die Entdeckung der Gedankenkraft des Individuums, vielleicht der Anlaß der ersten positiven Selbstwahrnehmung, die dem Individuum im System bisher verwehrt blieb. Das Individuum kann erfahren, daß es zumindest zur Vorstellung eines besseren Lebens in der Lage ist – eine intellektuelle Leistung, die das Individuum dem herrschenden System schon einmal voraus hat, das selbstverständlich keine Notwendigkeit zu einer solchen kreativen Leistung sieht.

Systeme funktionierender - also sich selbst aufrecht erhaltender - Herrschaft sind nicht kreativ, weil sie keinen Anlaß zur Veränderung kennen. Die Idee der Überwindung ist diesen Systemen, also ihren Funktionsträgern und Profiteuren, grundsätzlich fremd.

Vom grundlegenden Zorn zur Konstruktion von Hoffnung. Das sind die ersten Stufen von Wahrnehmung, Empfindung und Haltung, die in Gespensterblicken ihren Ausdruck finden. Als stabiles Fundament für die Entscheidung des Individuums, am Leben bleiben zu wollen, als Grundlage der nötigen Kraft für dieses Vorhaben, reicht eine Utopie allein jedoch nicht aus – schon deshalb nicht, weil die Utopie immer auf der Hoffnung auf Gemeinsamkeit beruht, darauf, daß es

andere Menschen gibt, die bereit sind, für die Verwirklichung der Utopie zu kämpfen. Aus der Situation des völlig isolierten Individuums heraus – und das ist in der Regel die Situation des Menschen am Rande der Gesellschaft - trägt die Utopie deshalb nicht als Überlebensgrundlage.

II. Die Herausforderung

Es geht um die Konstitution einer neuen Kraft, destiliert aus einer allmählich aus der Lebenserfahrung gewonnenen Klarheit. Dabei ist der Gewinn an Klarheit ein ebensowenig als abgeschlossen zu betrachtender Prozeß wie die Gewinnung der angestrebten Kraft, die in besagter Erfahrung ihren Ursprung hat.

Das Ziel für das Individuum besteht darin, sich selbst in die Lage zu versetzen, bewußt als Spiegel der sich an seinem Körper, seinem Denken, seiner Psyche abbildenden Herrschaft und der an ihm verübten Gewalt aufzutreten. Das ist natürlich keine fröhlich stimmende Lebensperspektive. Aber es ist eine Grundlage, um am Leben bleiben zu können und zu wollen.

Den Gehilfen des Herrschaft ausübenden Systems, im konkreten Fall wird es sich meist um Bürokraten handeln, führt das im doppelten Sinn reflektierende Individuum deren Handeln in besonderer Weise vor Augen. Dabei geht es nicht so sehr um Genugtuung als um bloße Selbstverteidigung.

Die Bürokraten in ihrer Funktion als Stützen des Systems sind es gewohnt, mit gebrochenen Menschen zu tun zu haben. Wie sollten sich Menschen auch anders geben, wenn sie unter Beobachtung stehen und ständig mit Urteilen rechnen müssen, die auf sie hernieder prasseln, die erfahrungsgemäß meist nichts Gutes für die beobachteten Menschen bedeuten werden.

Die Bürokraten kümmern das wenig, denn sie sind abgehärtet. Sonst könnten sie ihre Arbeit ja auch nicht verrichten.

Wenn ein Mensch in irgendeiner Behörde mit einem Anliegen auf sie zukommt, dann machen sie sich schon vorher, also rechtzeitig, innerlich ganz hart, so daß die Härte nach außen dringt im Klang ihrer Stimmen, in der kalten Leere ihrer Blicke. Das ist Routine für die Bürokraten. Es scheint ihr Geheimauftrag zu sein, möglichst viele Menschen mit ihrem erbarmungslosen Auftreten von vornherein zu entmutigen – damit sich viele erst gar nicht mehr trauen, irgendwelche Bitten oder Anfragen irgendwo vorzubringen.

Die Menschen sind schließlich fragil, auch wenn das keiner wahrhaben will. Und mit der Zeit macht die wiederholte Konfrontation mit der maskenhaften und dennoch sehr überzeugenden Härte der Bürokratie Menschen eben mutlos und sie verstecken sich gar irgendwann, wenn sie sich von der Bürokratie bedrängt fühlen.

Und besagte bürokratische Härte findet nicht nur auf Ämtern und Behörden statt.

Es gibt sie sogar an eigentlich unverdächtigen Orten, wie etwa die zahlreichen Dominas des TV-Boulevard-Journalismus demonstrieren, die die Menschen schon einmal auf die Demütigungen des Lebens als öffentlich angeprangerte Sozialschmarotzer einstimmen. Wer würde es denn noch wagen, sich vor einem solchen Schicksal sicher zu wähnen? Die Angst kriecht ins Denken der Menschen hinein. Sie lähmt und macht klein.

Und wenn man angekommen ist in den Reihen der Überflüssigen, dann schämt man sich - pflichtgemäß, schuldbewußt – macht sich noch kleiner, möglichst unsichtbar, so wie man eben zu sein hat.

Warum ist es notwendig, die Stufen des Zorns und der Utopie hinter sich zu lassen?

Weil Zorn zu gut verstanden wird von den Kräften, die das Leben des Individuums in ihrem Griff

wähnen. „Wie sollten sie auch nicht zornig sein, die kleinen Menschen?“ würde sich das System womöglich fragen, wäre es ein personifizierter Gott, so wie manche immerzu behaupten. Was man versteht, das glaubt man kontrollieren zu können. Im Fall der Wut kann man es im Ernstfall als Straftat ahnden, wenn das Individuum die Beherrschung über die eigene Wut verloren hat. Das vom System bedrängte Individuum muß in der Tat vorsichtig mit der Wut umgehen.

Die Stufe der Utopie muß aus dem simplen Grund verlassen werden, weil die Befriedigung des ständigen Belächeltwerdens mit der Zeit ihren Reiz verliert.

Lassen wir unseren Zorn in Worte fließen, kommt ganz schnell die Selbstmitleids-Polizei und haut uns auf die Finger, wie eine Lehrerin, deren Zorn wir durch schlechtes Betragen auf uns gezogen haben. Wir toben und wir werden klein gemacht.

Also träumen wir. Dann wird das Prügel-Stöckchen weggepackt. Man tätschelt uns den Kopf.

„Ja brav. Die Träumerle. Wie putzig.“

Wir träumen und wir werden klein gemacht.

Also sorgen wir dafür, daß die tätschelnden Hände von uns ablassen.

Es geht um Stolz. Ja, dieses Unwort. Ein böser Begriff, denn der Mensch im Kapitalismus kann sich Stolz nicht leisten und auch nicht erlauben- sonst ist er ganz schnell draußen.

Draußen, in der Wildnis.

Stolz jedoch hat auch etwas mit Selbstachtung zu tun. Stolz heißt nicht nur törichtes Machotum, wie in medial geführten Diskursen immer gern behauptet wird. Da heißt es, der dumme Stolz der jungen Männer, immer wieder gern am Beispiel radikaler Glaubensverfechter festgemacht, sei in erster Linie eine Ursache von Gewalt, Irrationalität, Unterdrückung.

Deshalb sind wir Menschen in den Industrienationen ja auch so „frei und sicher“, weil die lange Zeit des Kapitalismus uns den Stolz so nachdrücklich ausgetrieben hat. Sicher, instrumentalisierter Stolz, Stolz, der sich an Stellvertretern orientiert, ist eine Gefahr. Das zeigen Weltmächtsphantasien der Vergangenheit und der Gegenwart. Aber ist es nicht seltsam, daß nur diese Arten von Stolz im kapitalistischen System akzeptiert werden? Etwa der amerikanische Nationalstolz als Motor der rüstungsindustriellen Profitsteigerung oder auch die immer einmal wieder geführten Debatten in Deutschland um die vermeintliche Notwendigkeit eines neuen Nationalstolzes, der immer dann besonders dringlich gefordert wird, wenn es darum geht, daß die Menschen noch mehr Zumutungen bereitwillig „zum Wohle des Landes“ ertragen sollen.

Individueller Stolz hingegen ist verpönt. Wie könnten die Menschen auch stolz sein, wo sie sich doch anbieten und verkaufen müssen, um einigermaßen „in Würde“ leben zu dürfen. Auch das wieder so eine zum Allgemeingut erhobene Zurechtdefinition. Da sagen dann etwa Politiker (siehe „Worte des Wandels“) „ein selbstbestimmtes Leben in Würde“ sei nur möglich durch Erwerbstätigkeit. Und keinem scheint der grundlegende Widerspruch zwischen „selbstbestimmt“ und nur einigen Annehmlichkeiten der modernen Arbeitswelt aufzufallen. Noch gibt es die Fließbänder. Wahrscheinlich wird es sie immer geben. Und die der mechanischen Monotonie entthobene Fließbandproduktion von Ideen, wie sie in den sogenannten gehobenen Beschäftigungsverhältnissen üblich ist, ist ja auch nicht gerade eine Errungenschaft an Freiheit. Was das Ganze mit Würde zu tun hat, bleibt schleierhaft. Natürlich, man kann sich dann selbst finanzieren, aber ist die Würde nicht eher häufiger der Preis als der Lohn?

Seht mich an, ich bin klein – so wie Ihr mich haben wollt. Darf ich Euch nun dienen? Bitte, Bitte.

Aber wir sind ja alle aufgeklärt. Derlei im Verborgen schlummerndes Unbehagen lächeln wir doch ganz lässig weg. Denn der Boss ist ja unser Freund, auch der Aufseher, der unsere Leistungskraft

überprüft – wenn wir nur brav sind, ganz lieb und emsig.

Den Boden bereitet für den so bequemen Umgang des Kapitalismus mit den Menschen ohne Stolz hat wohl einst die Herrschaft des Klerus. Die Menschen haben nicht zu murren, hieß es da, wenn man ihnen allerlei Abgaben abverlangt. Das wurde dann religiös begründet, Stolz zur Todsünde erklärt und die Menschen waren in ihrer Furcht vor dem strengen Gott fortan brav. Klerus und Königshäuser rieben sich die Hände. Seltsam, daß der Kapitalismus sich der Ängste des Mittelalters bedient.

Heute ist es nicht mehr die Angst vor dem strengen Gott, sondern die Angst vor dem Ausschluß, die die Menschen im Hamsterrad gefangen hält. Das Opium fürs Volk ist nicht mehr die Religion, sondern die massenmediale Vernichtung von Verstand und Gefühl. Aber dem Stolz haftet nach wie vor etwas sündhaftes an, so als seien die ältesten Tabus ins Erbgut der Menschen eingebrannt.

Jetzt werden wieder Bücher geschrieben über deutsche Tugenden. Mit aufklärerischem Anstrich wird da von Nobelinternats-Leitern wieder Zucht und Ordnung gefordert. Das Ideal des obrigkeitshörigen Deutschen, der seine Selbstachtung am besten gar nicht erst entwickelt. Das gefällt den herrschenden Eliten. Daß scheinbar ohnehin schon die meisten Eltern ihre Kinder zu obrigkeitsfrommen Menschen ohne Haltung machen, läßt sich an der erdrückenden Apathie im Land ablesen – Hoffnungslosigkeit, aber auch Daseinsmüdigkeit.

Andererseits wird auch Aktivität gefordert. Einige Schreiber und Schreiberinnen beklagen die „German Angst“, die auf die Zeit des Hitler-Regimes und der folgenden „Niederlage“ zurückgehe. Diese Deutsche Angst sei jedenfalls die Wurzel allen Übels und der Grund dafür, daß die Deutschen einfach nicht so gut drauf seien, wie die tollen Amerikaner, die selbst im größten Elend immer noch ihre Zähne zum Lächeln fletschen können. Ein falsches Lächeln zwar, aber immerhin.

Diese „tollen Amerikaner“, die man uns als Positivbeispiel im Gegensatz zu unserer deutschen Negativität immer wieder um die Ohren haut, sind nicht mehr als eine ideologische Konstruktion. Die wirklichen Menschen in den USA können für diese Instrumentalisierung nichts. Darauf sollte zuweilen hingewiesen werden, weil der verbreitete Antiamerikanismus nicht zuletzt eine Reaktion auf die ständigen Appelle irgendwelcher Herrenmenschen in deutschen Talkshows sein mag, in denen es immer heißt *„Den Amerikanern geht es viel schlechter als euch und dennoch strotzen sie vor Tatendrang und Zuversicht, lassen sich nicht unterkriegen mit ihrem Optimismus und ihrem Siegeswillen.“* Natürlich könnte man „die Amerikaner“ hassen, wenn es dieses Konstrukt in dieser allgemeingültigen Form wirklich gäbe. Auch wenn sich die dortige Verblödungsmaschinerie wirklich sehr bemüht, ganz so dumm und pflegeleicht sind auch dort die Menschen nicht. Nicht alle zumindest - und leicht zufriedenzustellende Happy Clappies gibt es ja auch hier nicht wenige. Also vorwärts, in die Hände wird gespuckt - und aktiv und selbstbestimmt geht es sehenden Auges und mit stählernem Lächeln in den Abgrund.

Selbstachtung ist ein Ausdruck von Lebenswillen. Das eine wird ohne das andere brüchig. Die Menschen geben sich mit der Hoffnung zufrieden, wenigstens noch in Frieden sterben zu können. An ein gutes Leben glaubt schon keiner mehr.

Und dann werden die Leute noch beschimpft für ihre Apathie. Von den kommentierenden Journalisten, den Regierenden und den „Du bist Deutschland“-Köpfen, ganz zu schweigen von der Selbstmitleids-Polizei, die überall auf Streife unterwegs ist.

Auch die Sozialkontrolleure sind fleißig unterwegs. Das kann das Fernsehen wahrlich bezeugen. Bald könnten sie auch an unserer Türe klopfen, um nachzuschauen, ob wir auch nichts verstecken, was einen Wert hat – einen Wert, der höher ist, als unser eigener.

Man flüstert, nicht wirklich hörbar. Wenn einer nachfragt, behauptet man, man habe nichts gesagt. Aber im nächsten unbeobachteten Moment, im Vorbeigehen, flüstert man es dem Bürokraten noch einmal ins Ohr. Und vielleicht kommt es an, ganz leise, an allen Barrikaden vorbei.
„Kennst Du Deine Toten?“

Man verwende keine Ausrufezeichen, kein Geschrei. Das würde nur Aggression und somit Nervosität erkennen lassen. Es geht nicht um Aggression. Es geht um Klarheit.

Wenn im Fernsehen die Sozialkontrolleure gefragt werden, warum sie den so einem unfreundlichen Broterwerb nachgehen, sagen sie oft, daß es zwar kein toller Job sei und ihnen die Leute ja manchmal leid täten, aber es sei immer noch besser, als selbst auch noch dem Staat „auf der Tasche zu liegen.“ Wie der Staat mit jenen Unglücklichen umgeht, wissen sie ja selbst am besten aus ihrer alltäglichen Berufspraxis.

Es ist besser zu schlagen, als geschlagen zu werden. Das lernen wir früh. Es gibt viele Freiwillige, die uns diese Regel des Überlebens im sozialen Kontext nahebringen.

Das ist auch die Maxime der Bürokraten. Um den Anschein des Barbarischen zu verdecken, klammern sie sich an Paragraphen. Das wirkt aufgeklärt, nüchtern und rechtmäßig. Aber die Paragraphen können nicht die Kälte und Feindseligkeit der herrschenden Ordnung maskieren – und nicht die Armseligkeit ihrer Vollstrecker.

Ein Beispiel

Wie wunderbar Spiegelungen wirken können zeigt ein aktuelles Beispiel: Ein führender Politiker empfahl einem erwerbslosen Mann, er solle sich erst einmal waschen und rasieren, dann finde er auch einen Job. Der Mann zu dem der Politiker das sagte, wagte es, nicht so folgsam still und eingeschüchtert zu sein, wie es von den Menschen am Rande erwartet wird.

Allein daß man sich in dieser Lebenssituation überhaupt noch auf die Straße wagt, kann ja fast schon als rebellischer Akt betrachtet werden.

Durch sein Verhalten lud dieser Mann den Politiker dazu ein, sich ohne jede Notwendigkeit eine gewaltige Blöße zu geben. Der Politiker ergriff die Gelegenheit und entlarvte seine Weltsicht. Das Opfer der Politikerhämie trat in diesem Fall als Spiegel in Erscheinung, in dem sich die Haltung des Politikers offenbarte.

Und auch einige Reaktionen auf diesen Vorfall stellten sich als ebenso erhellend heraus. So meinten etwa einige andere Politiker, ihr Kollege habe ganz recht und auch der Chef der Bundesagentur für Arbeit fand die Demütigung völlig gerechtfertigt. Und so zeigen die Mächtigen, wie sie wirklich denken. Die Menschen im Land können daraus ihre Schlüsse ziehen.

Man muß den Mächtigen die Gelegenheit geben, sich selbst zu entlarven.

Das tun sie natürlich ohnehin schon fleißig in den Talkshows. Die beherrschten Menschen nehmen die dort immer wieder zu bestaunende Verachtung hin, was traurig ist. In den Talkshows wird die Traurigkeit, die die Menschen in die Apathie reißt, ja eigentlich mehr vorangetrieben als irgendwo sonst. Aber die Selbstmitleids-Polizei stürzt sich ja lieber auf jene Menschen, die diese Traurigkeit gepackt hat, statt auf diejenigen, die die Traurigkeit erzeugen.

III. Das Leben ein rebellischer Akt

Und überall werden Todesaufforderungen verteilt. An die Leistungsunwilligen und die Leistungsunfähigen. An die Alten und die Kranken. An die Jungen – aber die interessieren eh niemanden. An die Häßlichen und die Traurigen. An die Raucher und die Übergewichtigen. An alle, denen das Lachen vergangen ist, die nicht mehr die Zähne zum Lächeln fletschen können und die sich immer noch weigern, die Ausgrenzungsspielchen mitzuspielen, während die guten Bürger damit beschäftigt sind, mit ihren Fingern auf andere zu zeigen, die sie als „Schmarotzer“ zu erkennen glauben – auf dem Weg in die Denunziationsgesellschaft. Die Ausgrenzungsmaschine läuft auf Hochtouren. Sie weiß gar nicht mehr, wohin sie noch zielen soll. Alle möglichen Feinde schon denunziert, das ganze Feld schon abgegrast.

„Du bist schuld und Du bist schuld und Du und Du und Du da drüben auch. Ihr, die Last der Solidargemeinschaft. Ihr, die ihr meint es gebe ein Recht auf Zufriedenheit, ein Recht auf Glück.“
„Da lachen wir doch nur!“ tönt es blechern aus der Ausgrenzungsmaschine - und die Selbstmitleids-Polizei lacht fleißig mit und die Happy Clappies formieren sich zur La Ola-Welle.
Und lachend gehen sie unter in der Dunkelheit, die sie nähren.

Was kommt als nächstes? *„Die Menschen atmen zuviel – das kostet zuviel Zeit, die auch Geld ist. Sie sind zu jung wenn sie geboren werden - sie kosten zuviel Geld bis zu ihrer Verwertbarkeit.“*
Das Gelächter hat derzeit noch die größere Durchsetzungskraft.

Mit den meisten Todesaufforderungen sieht sich das Individuum in völliger Isolation konfrontiert. Niemand anderes bekommt davon etwas mit. So ein Mensch, dem die Todesaufforderungen bevorstehen, der wird ja auch meist rechtzeitig verlassen, wie das sprichwörtliche sinkende Schiff von den Ratten. Und so wissen die meisten Menschen nichts von jenen Aufforderungen, den ganz vernünftigen Ratschlägen und Schlußfolgerungen, die andere einem Menschen nahelegen, wenn sie etwa auf Ämtern sagen, daß keiner den Menschen haben wollen wird, daß er zu alt ist und sein letzter Zug leider schon längst abgefahren sei.

Manchmal, wenn man Bürokraten in Ämtern zuhört, bekommt man das Gefühl, der Zug sei mittlerweile für die meisten Menschen schon mit der Geburt abgefahren.

Keine Zukunft ohne den Lebenslauf, der vom Elite-Kindergarten über die Elite-Schule und die Elite-Uni in zahllosen Praktika und Auslandsaufenthalten mündet, an deren Ende dann einige derart begünstigte Lichtgestalten auch nicht viel erfolgreicher dastehen. Aber die können dann wenigstens das gute Gefühl haben, nicht selbst an ihrer Misere schuld zu sein, während sich alle anderen gefälligst schuldbewußt zu ducken haben.

Aber wie kann man überleben, wenn man so allein den Todesaufforderungen ausgesetzt ist?

Das Warten auf die Verwirklichung von Utopien eines menschenwürdigeren Lebens ist keine gute Überlebensbasis für das von allen verlassene Individuum. Niemand, der sich noch für ein bißchen chancenreicher hält, wird mit dem Entsorgten gemeinsame Sache machen wollen. Es ist eine trostlose Wahrheit, aber sie muß ausgesprochen werden: Solange die Leute meinen, sie könnten es doch noch zu irgendeiner erstrebenswerten Position im System bringen, wenn sie nur brav sind und ihren Haß nicht nach außen dringen lassen, wird es keine Bewegung geben. Es wird niemals eine Bewegung der Gespenster geben. Vielen, denen die Idee eigentlich gefällt, stellt sich eben noch zuerst die Frage „Erhebe ich meine Stimme oder mache ich vielleicht doch lieber noch ein unbezahltes Praktikum und komme dann vielleicht endlich an mein wirkliches Ziel?“

Die Gespenster haben andererseits die frustrierten Uni-Absolventen gar nicht nötig, die nun nur deshalb mit der Systemkritik flirten, weil ihre eigenen Träume von der Karriere im Kapitalismus sich nicht so ganz zu erfüllen scheinen. Haltung ist kein Fast Food für Mächtigen-Eliten.

Ein wirkliches Gespenst kennt seinen Platz. Draußen. Allein.

Die Klarheit des Sehenden, der den eigenen Untergang gelassen kommen läßt. Was wird sie auslösen?

Ehrfurcht? Respekt? Angst?

Sicher nicht.

Aber Ratlosigkeit, Unverständnis und - was am wichtigsten ist – das Unbehagen der Systemgläubigen.

„Sieh an, sie sind gar nicht so klein, die Menschen außerhalb. Sie stehen aufrecht, wie unverschämt.“ Und die Spiegel bezeugen jene Überheblichkeit und Einfalt.

Der mächtigste Akt der Rebellion in dieser Phase der Unterdrückung der gesamten Menschheit ist die Weigerung des Individuums, den zahlreichen Todesaufforderungen nachzukommen. Denn solange diese Todesaufforderungen gesprochen werden, kann niemand so tun, als fänden sie nicht statt. Sie erscheinen in den Spiegeln. Ist die Welt erst einmal von all denen befreit, gegen die die Urteile gesprochen und denen das schnelle Sterben empfohlen wird, dann können all die kleinen Musterschüler des Systems behaupten, es sei alles in Ordnung und es gebe keine Gewalt.

Der Auftrag an die Ausgegrenzten ist es, mit ihrem Leben die Gewalt des herrschenden Systems, den Vernichtungswillen der verwalteten Welt zu bezeugen, zu spiegeln. Darin liegt ja die Wurzel des Hasses des Systems und der in ihm Funktionierenden gegen die Außenstehenden. Deren pure Existenz zeigt auf, wie mit ihnen verfahren wird – und was sich da zeigt, ist für das System nicht wirklich schmeichelhaft.

In der Reflexion, der Spiegelung, erschließt sich dem unerwünschten Individuum ein neuer Stolz. Und Stolz, die Wiedererlangung von Stolz, ist in dieser Zeit ein Überlebensprojekt.

Ein Stolz, der aus der Brechung entsteht, wird zur Waffe, mit der das die Brechung vollziehende System sich dann letztendlich selbst ad absurdum führt.

Das Leben selbst wird zur Waffe. Darin besteht der revolutionäre Akt.

Der todestrunkene Terror, der die Welt in Angst zu ertränken versucht, betrachtet das Leben als Zielscheibe. Darin offenbart dieser Terrorismus eine entlarvende Parallele zum System, das er eigentlich zu bekämpfen vorgibt. Die Opfer sind in beiden Fällen die gleichen.

Doch wenn das Leben selbst als Waffe betrachtet wird, die allein dadurch mächtig ist, daß sie reflektiert und abbildet – die Macht die an ihr verübt wird, die Gewalt und Dominanz, der sie sich unterworfen sieht – findet eine wirkliche Opposition zum globalen kapitalistischen Herrschaftssystem statt.

Ein poetischer Akt, der dem Wunsch zu überleben entspringt – vielleicht der einzige legitime Grund für menschliches Handeln überhaupt.

Die Waffe Leben: Ihre Kraft ist nicht Zerstörung sondern Überwindung.

Wenn das eigene Leben, der eigene Körper ein Demonstrationsobjekt für gesellschaftliche Gewalt und Unterdrückung ist, dann besteht eine Verantwortung, am Leben zu bleiben, um eben diese Erfahrungen gesellschaftlicher Gewalt aufzuzeigen, sich selbst als Spiegel ernstzunehmen und zu achten.

Am Leben bleiben. Das ist ein Vorschlag, ein Angebot im Kosmos der Ideen. Kein Befehl, keine enorme Weisheit, keine große Erkenntnis, weder einzige Wahrheit noch letzter Schluß.

Nur ein Angebot, das hoffentlich verlockender sein wird, als die Einwilligung in den von außen nahegelegten Selbstmord.

Denen, die gehen wollen, weil sie nicht mehr anders können, soll dargelegt werden, daß sie gehen dürfen ohne Schuld und mit Liebe, die sie begleiten mag. Und denen, die bleiben wollen oder noch zögern, muß glaubhaft gemacht werden können, daß sie sehr willkommen sind in dieser Welt, daß Unterstützung für sie da sein wird.

Es wird schon zuviel mit Schuld und Zwang gearbeitet. Es sollte kein ideologischer Zwang ausgeübt werden, damit die Menschen sich für das Leben entscheiden. Es sollte denen keine Schuld aufgebürdet werden, an deren Vernichtung man zuvor beteiligt war und die einfach nur noch weg wollen aus diesem Leben. Diese Freiheit müssen sie haben, aber es soll eine Freiheit sein, die nicht auf Gleichgültigkeit beruht, sondern auf Liebe. Und das ist die beste Einladung, um es mit dem Leben vielleicht noch ein Weilchen länger zu versuchen – und dann vielleicht noch ein Weilchen.

© André Seifert, 2006

Dieser Text darf ohne Genehmigung des Autors von Privatpersonen für nicht kommerzielle Zwecke weiterverbreitet werden.

Für eine geplante kommerzielle Veröffentlichung (Zeitschriften, Bücher, kostenpflichtige Online-Angebote etc.) ist die Kontaktaufnahme unter folgender Website und die ausdrückliche Genehmigung des Autors erforderlich:

www.muse-magazin.de